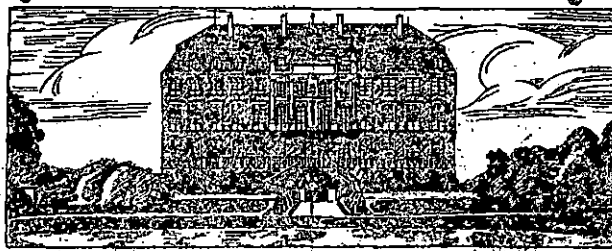


Brühler Heimatblätter

zur Pflege heimatlicher Geschichte, Natur- und Volkskunde

Erscheint jeden Monat als Beilage
der „Brühler Zeitung“.

Einzelnum. 10 Goldpfennig



Schriftleitung:

Seminar-Studenrat J. Niesen

Druck und Verlag:

Buchdruckerei P. Becker, Brühl

G. m. b. H.

Nr. 9

September 1925

6. Jahrgang

Zwei Heimatlieder.

I.

Heimwärts.

Es lenket seine Schritte
Der müde Wandersmann
Zur heimatlichen Hütte
Und eilt, so sehr er kann. —

Die Sehnsucht ist's zum Herde,
Der eig'nen Scholle, die ihn zieht.
Die kalte Schönheit fremder Erde,
Die er erwachend flieht. —

Zwei Augen, gar so lieb und mild
Die, fühlt er, schauen nach ihm aus.
Es ist ihr zartes, reines Bild,
Das heim ihn führt nach Haus. —

— © —

II.

Heimatsklänge.

Fremde Straßen magst du ziehen,
Ferne Lande kühl durchmessen,
Einmal wirst du sie doch fliehen
Und die Heimat nicht vergessen. —

Alles was erst loht zu schauen,
Alles Große, herrlich Schöne,
Was dich wild es sich erbauen
Nimmst du doch, daß Lieb' es treue. —

Nur wo Heimatklänge klingen —
Ist dir wahres Glück beschieden.
Wo sie traute Lieder singen,
Da leb' wohl in Frieden. —

Karl Meßler.

Die letzte Wanderfahrt des Brühler Lehrerseminars und der Seminarschule.

Ein schöner Sommersonntag Ende Juni 1925! Das Seminar ist zur Wanderfahrt ins Eifelland gerüstet. Am Tage vorher sind Wanderplan und Wanderausrüstung (Kleidung, Rucksackverpflegung, Taschengeld und seine sparsame Verwendung) besprochen und die Wanderordnung in Erinnerung gebracht worden, jene Ordnung, welche zu Beginn des Schulfahres unter Mithilfe der Schüler festgestellt worden und absichtlich nicht in die Form von Befehlen gekleidet, vielmehr folgendermaßen gefaßt worden ist:

1. Wir wollen uns an der Heimat, insbesondere an der heimatlichen Natur erfreuen, kein Wesen stören oder gar verletzen.

2. Wir stellen uns in Reih und Glied auf und marschieren durch Ortschaften in geschlossenem Zuge, ohne zu lärmern.

3. In der freien Natur wandern wir in Gruppen und achten darauf, daß wir keinen Mitschüler belästigen und daß alle Raum genug haben, um viel beobachten zu können.

4. Auf ein Zeichen des Lehrers sammeln wir uns um ihn und hören auf seine Erklärungen.

5. Wir unterhalten uns über das, was wir in der Heimat beobachten; wenn wir beobachtete Eigenheiten der Heimat nicht kennen, so fragen wir den Lehrer.

Der Wanderplan sieht vor: Brühl und das Vorgebirge, Eifel, Eifelvorland, Ahrtal und Rheintal von der Ahrmündung bis nach Brühl hin.

Punkt 7.30 Uhr Morgens steht der schwere Wägen mit Anhängern vor der Seminarschule. Zwei Lehrer des Seminars, zwanzig Lehrseminaristen des letzten Kurses und vierzig Schüler der Oberklasse der Seminarschule verteilen sich auf die Bänke in den beiden Wagen. In kurzen Merkwörtern erinnert der Führer nochmals an alles das, was in der engeren Heimat (Brühl und das Vorgebirge) durch Selbstbeobachtung auf früheren Lehr- ausflügen erkannt worden ist: Sonnenstand, Bewölkung, Temperatur, Windrichtung, Windstärke, Wolkenformen und Wolkengänge, Dörfer und Bäume und Baumgruppen im Landschaftsbilde, Obst- und Gemüsegärten am Fuße des Vorgebirges, der Anstieg zum Vorgebirge, der Steilrand desselben an der Rheinmündung zum naheliegenden Vergleich mit dem Flußrand an der Eifel, die breite Fläche der Hauptterrasse, verglichen mit den Mittel- und Niederterrasse des Rheines, die Braunkohlengruben Berggeist und Lucretia, die niedrigen Braunkohlfläze daselbst, das gelbsandige und gelbfließige Degebirge (diluviale Sande) der Gruben, die dünne Lössdecke des Vorgebirges, verglichen mit den mächtigen Lösslagern der Mittelterrasse an den Ziegelgruben bei Pingsdorf, das weite Waldgebiet des Vorgebirges, die Waldweiser daselbst, das Hangmoor hinter Pingsdorf, das Hühnerloch, die Grotte und andere eigentümliche Naturbezeichnungen des Gebietes.

Ein frohes Wandern wird angestimmt, und unter diesen Klängen fährt der Wagenblock die Stadt den Bergeshöhen zu. Am Swister Berg wird das erste Halt gemacht. Von der Höhe grüßt aus unmittelbarer Nähe das einsame, aus dem 11. oder 12. Jahrhundert stammende Swister Türmchen romanischen Stils herüber. Die Kirche und das zugehörige Dorf sind im Trümmerfeld der Artze (1583—86) zerstört worden. Ehedem war die Kirche eine berühmte Wallfahrtsstätte, wo die drei Märtyrerfrauen Fides, Spes, Caritas verehrt wurden. Schon das deutet auf ein hohes Alter, da die Verehrung dieser Heiligen

auf die christlichen Missionare zurückgeht, welche sie an die Stelle der keltoromanischen (heidnischen) Matronen oder Muttergötter setzten. Zu Füßen des Türmchens schauen wir eine eigenartige Sandgrube mit schwarzen, weißen Sanden (pliozäne Quarzschotter), die zu feuerfesten Steinen verarbeitet werden. Die Sande sind reich an Versteinerungen (Kieseloolithen); über ihnen lagern sehr alte (pliozäne) graue Tone mit vielen Blattabdrücken. Neben der Grube westwärts treffen wir auf einen Hügel mit zahlreichen römischen Ziegeln. Von dem Hügel aus blicken wir auf den Flachrand des Vorgebirges und in das weite Erfttal hinein, auf die zahlreichen baumgeschmückten Dörfer, Weiler, Höfe und Burgen, die Wasseradern des Swistbaches und seiner Abzugsgräben, die vielen Verkehrswege und die Eisenbahnstrecken Köln—Trier und Trier—Dern, die mosaikartig ausgebreiteten fruchtbaren Wiesen und Felder, welche die Landschaft zu einer der reichsten „Kornlammern des Niederrheins“ machen.

Weiter geht die Fahrt durch das Dorf Weiler-Swist, das nach einem Brande vom 7. Februar 1755 ganz neu entstanden und durch eine Kirche geschmückt ist, zu der der Kurfürst Max Friedrich von Köln am 6. Juli 1766 den Grundstein gelegt hat.

In Groß-Wernich lenken wir unsere Blicke auf den mächtigen viergeschossigen Torturm der Burg, die 1460 in der sogenannten „Wernicher Fehde“ zwischen Goswin Brent von Wernich und der Stadt Köln von Kölner Söldnern eingenommen und zum Teil eingestürzt wurde.

Bei Wilschheim biegen wir von der Köln-Trierer Landstraße ab und fahren über Groß-Büllesheim, Weidesheim, Obertorf und Ober-Drees nach der Kreisstadt Rheinbach. Die vielen Ortsnamen auf heim — rechts vom Wege schauen wir noch auf die Dörfer Ruchenheim, Roßheim, Stolzheim, Palmersheim, Flammersheim — deuten auf ein altes Siedlungsgebiet hin.

Die Stadt Rheinbach ist ein Knotenpunkt der wichtigsten Eisellstraßen und hat in seiner Umgebung fruchtbare Gärten und Felder und ein prächtiges Hochwaldgebiet mit Berggruppen, die eine Fernsicht in die weite Erftlandschaft gestatten. Die schönste Kuppe ist der Lomberg, ein 316 Meter hoher Basaltkegel mit der massigen Turmruine der 1473 von dem Jungheerzog Wilhelm von Jülich zerstörten Lomburg, dem einstigen Sitz der rheinischen Pfalzgrafen. In zwei Gruppen wandern wir an der Hand des Meßischblattes dorthin, die eine Gruppe von Rheinbach aus über den Köln-Trierer Eisfelweg, die andere fährt bis Wormersdorf und folgt dann einem Landwege. Unser Kraftwagen fährt unterdes bis Hilberath weiter, wo wir ihn nach drei Stunden treffen wollen. Vom Lomberg aus schauen wir nach Nord- und Ost in die fruchtbare Ebene zu unseren Füßen, nach Süd und West in das bewaldete Eiselland. Am nordöstlichen Horizont schließen die sieben Berge am Rhein das prächtige Landschaftsbild ab. Der Drachenfels am Rhein und die Rürburg im Eiselland heben sich deutlich heraus; ebendem war die Lomburg durch Feuer signale mit der Drachenburg und der Rürburg verbunden. Die Gründung der Lomburg fällt der Sage nach in die Zeit der Hunnenkriege; urkundlich wird sie bereits zu Beginn des 11. Jahrhunderts genannt. Das mächtige, zwei bis drei Meter dicke Mauerwerk der Rundturm-Ruine besteht größtenteils aus schweren Quadern des aus dem Berge selbst gebrochenen Basalts und eingestreuten Tuffsteinlagen. In der Nähe liegt der Burgbrunnen, der von einer runden Steinbrüstung eingefasst ist. Unsere Phantasie zaubert uns die „goldene Wiege“ auf dem Brunnenrunde vor, die der Graf nach dem Tode seines Kindes dahin versenkte, um der untröstlichen Gattin und Mutter den Anblick der leeren Wiege zu ersparen. Zwei Männern eines benachbarten Dorfes wäre es beinahe gelungen, den goldenen Schatz zu heben; bis zum Brunnenrande hatten sie ihn gebracht und waren überlaut vor Freude, hatten aber darüber vergessen, daß man beim Heben verborgener Schätze nicht sprechen darf; ihre Kraft erlahmte, die Wiege entglitt ihren Händen und sank wieder bis auf den Brun-

nengrund, wo sie heute noch liegen soll. Nachdem wir den Basaltkegel, die Burgruine und die Wanderfahrräder auf die photographische Platte gebannt und eine halbstündige Frühstückspause uns neugekärkt hatte, gingen auf grasigen Waldpfaden zum Köln-Trierer Eisfelweg, dessen Wegezeichen wir folgten und das uns durch den schattigen „Kurten-Busch“ bis Hilberath führte. An einer Waldblichtung vor einer blumigen Waldwiese machten wir Halt und Mittagstisch. Wir erfreuten uns zuerst an dem herrlichen Blumenstreu der Wiese, den goldenen Ranunkeln, den schneeweißen Margareten (weißen Wucherblumen) und der schwarzblauen Rapunzel oder Teufelskralle.

Vor Hilberath wurde unser Wagen begräbt; er brachte uns über Kalenborn an vielen Berggruppen vorbei nach Altenahr in das malerische Ahrthal, das schönste aller Eiseltäler. Von den Berghängen leuchtete das Ginstergold durch die Bäume. Die Ahrberge grühten von nah und fern. Von einem schroffen Felskegel winkt uns die Burgruine Altenahr entgegen. Wir wandern den Berg hinan und schauen von dem Stammsitz der Grafen von Ahr in die wildzerklüftete Felsenlandschaft, die an Großartigkeit mit den Alpen wetteifern darf. Und dazwischen rauscht und schäumt das Wasser der Ahr, in vielen Biegungen und Windungen den fast senkrecht aufragenden, schiefen Grauwackenfelsen ausweichend oder hineinnagend und durch tiefe Furchen zerreißend. Bei zehnmal erscheinen die Flußschlingen hinter dem Felsgewirr, das mit reizendem Buschwerk oder mit prächtigen Nebeln geschmückt ist. Aus den Felsenspalten tritt uns die gelbe Brillenschote, die rote Felsennelle und der braune Schuppenfarn entgegen. Wir treten an die steilste Felsenwand des Berges „Zum Rittersprung“ hin, wo wir hundert Meter unter uns die Fluten der Ahr, die Ahrstraße und jenseits derselben das wilde Felsgewirr erblicken. Trauern erzählt uns die Sage von dem letzten Grafen der Burg, dem seine Feinde den Untergang geschworen hatten. Monatelang hatten sie die Burg schon belagert. Der großen Uebermacht war der Graf nicht gewachsen, die Lebensmittel wurden knapp, Krankheiten räumten unter den Mannschaften auf, Weib und Kind waren der Bedrängnis erlegen. Tapfer hielt der Burgherr stand, fest entschlossen, lieber in den Tod als in eine schmachtvolle Gefangenschaft zu gehen. In voller Ritterrüstung auf geschmücktem Pferde stand er an der steilen Felswand, seinen Feinden zurufend: „Hier steht der letzte Mann, das letzte Roß meiner belagerten Burg. Der Hunger nahm mir Weib und Kind und Gefährten. Sie zogen den Tod der Anechtschaft vor. So will auch ich, denn sterben wie mehrer Treuen Schar; denn Anechtschaft ist Verderben und Schändet immerdar.“ Dann gab er dem Roß die Sporen, hoch bäumte es sich auf und stürzte hinunter in die grauliche Tiefe, wo die Wasser der Ahr schäumend über Roß und Reiter zusammenstürzten. Entsetzt standen die Feinde und ließen ab von der Belagerung der nun verödeten Burg, die dann der Zahn der Zeit in Trümmer legte. — Vom Rittersprung aus lassen wir unsere Blicke noch einmal durch die reizende Landschaft schweifen. Rund um herrliche Kuppen: Engelsken und Teufelsken, Schrod und Horn, weißes und schwarzes Kreuz, alles prächtige Aussichtspunkte. Zu Füßen die reizende Stadt inmitten der zerrissenen, durcheinandergeschobenen Felsgrate, durchzogen von der hellen Ahrstraße und dem blühenden Ahrfluß, den die Eisenbahnlinie begleitet. Die wuchtigen Felsen zwangen beim Straßen- und Bahnbau zu einem Durchbruch, dem ersten Landstraßen-Tunnel in deutschen Landen, der im Jahre 1833 in Gegenwart des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. eröffnet und als ein Wunderwerk der Technik angestaunt wurde. Wir gehen zu Tal, in die Stadt hinein, wo wir unseren Wagen besteigen und durch den langen Tunnel in das mittlere und untere Ahrthal fahren, wo wir noch viele Glanzpunkte landschaftlicher Schönheit treffen. Dort wird immer Halt gemacht und Umschau gehalten. Berge und Felswände begleiten uns, in malerischen Formen bald blickt an uns herantretend, bald weiter ausweichend und Nebengärten Platz machend. Die

Nur zieht in mannigfaltigen Söhlungen hindurch. An fahlen Waldstellen spielen in ihren klaren Wassern die bunten Forellen, an ihren Ufern wachsen herrliche Blumen und seltene Farne: Hirschkünze und Rippenfarn. Die feuchtesten Uferfelsen sind bekleidet mit Algen und Flechten, zierlichen Laub- und Lebermoosen, das trockene Gestein ist reich geschmückt mit Felsneffen und Glodenblumen, die weiten Bergänge stehen im Schmut der Nebel, zu denen in den Fels gehauene Steintreppen hinaufführen. Wir fahren vorbei an der vielbesuchten Sommerfrische Bodmühle und erreichen das im stillen Talfrieden hingestreckte Mantholz. Hier gehen unsere Blide hinaus zu einem von einer Ahrschlinge umfakten steilen Bergfeg, dessen Spitze gekrönt ist von den Ruinen der sagenumwobenen Saffenburg (Sophienburg), die als älteste Burg an der Ahr gilt. Die Sage erzählt von einem Ritter und einem Burgfräulein Sophie von Ate, die einander in stiller Liebe zugehen waren, ohne sie zu gestehen. Der Ritter, sich verheißend glaubend, schloß sich einem Kreuzzug nach dem hl. Lande an, das Burgfräulein sah in dem Weggange ein Zeichen, daß ihre heimliche Liebe keine Gegenliebe finde. In einer stillen Klaus auf dem Ahrfelsen vertraute sie ihre Tage. Nach Jahren begehrte ein Pilger Einlaß, dem beim Anblick der Jungfrau der Pilgerstab aus den Händen sank. Die Liebenden erkannten sich wieder, schlossen ihren Bund fürs Leben und erbauten auf dem Felsen die stattliche Burg, wo sie in Glück ihre Tage verleierten. Hinter der Saffenburg erweitert sich das Ahrthal, und die Ahr erholt sich von ihren vielen Irrläufen. Nicht vor Walporzheim ragt hoch über der Ahrstraße aus steiler Bergwand trohig ein langes, schmales Felsgestein heraus, von der Ahrstraße aus gruselig anzusehen, als drohe es, auf uns niederzukürzen. Kobolde und Nixen sollen auf ihm ihr Wesen treiben und weiselige Bauern in der Nacht oft betört und irreführt haben. Die tierähnliche Gestalt des Felsens hat ihm den Namen „Die Bunte Kuh“ gegeben. Auch viele Sagen beteiligen sich an der Deutung des Namens. Als älteste gilt die von Simrod und Rinkel erzählte, wonach ein Mädchen infolge einer Wette für den Preis einer bunten Kuh den schmalen Felsgrat erkletterte und auf dessen Vorsprung eine Flasche Wein leerte und ihre Strümpfe wechselte.

In Walporzheim, dem berühmten Weinorte des Ahrthals, treten wir in das älteste Weinhaus „St. Peter“ ein und stärken uns an einem Glase „Walporzheimer Berg“. Wer nicht in St. Peter gewesen, ist nicht an der Ahr gewesen, ist weit und breit die Volksmeinung geworden. Selbst „St. Petrus und der Herr“ sind nach den im Rheinland verbreiteten „St. Petrus- und Christus-legenden“ auf ihren Erdenwanderungen dort eingefehrt.

Von Walporzheim gelangen wir alsbald in die freundliche Stadt Ahrweiler, wo die Ahr in das breitere untere Tal eintritt. Wohlerhaltene Festungsmauern und Stadttore, die großartigen Park- und Waldanlagen der Dr. von Ehrenwall'schen Kuranstalt, das auf dem „Kaphügel“ thronende schloßartig gebaute Kloster Kalvarienberg, die einzigschöne Laurentius-Pfarrkirche, ein dreißigfingiger Hallenbau mit achteckigem Turm, die sorgfältig gepflegten Nebengelände, die Fels- und Berg- und Talpartien ringsum machen Ahrweiler zu einem der reizendsten Punkte des Ahrthals. In seiner Nähe liegt das weltberühmt gewordene Bad Neuenahr, dessen älteste Thermalquelle im Jahre 1853 erhöht wurde. Zwischen zwei mächtigen Basaltkuppen, dem Neuenahr und der Landstrone, hingenlagert, bietet der Ort eines der anmutigsten Landschaftsbilder. Spärliche, von Moos und Efeu bewachsene Ruinen der Burg Neuenahr ragen aus dem Waldesdidicht heraus und beleben das Reich der Sage. Tief im Schoße des dunklen Basaltberges liegen reiche Schätze verborgen; im Schloßbrunnen ruhte ein goldener Pflug, der den Fluren Neuenahrs zum Segen ward.

„Der goldne Pflug, der hier verfant, ward tief im Tal gehoben,

Wort aufgelöst als Segenstrant,
Springt hoch sein Gold nach oben.“

Die nahezu 300 Meter hoch aufragende Landstrone mit den Nesten mächtiger Burgmauern und einer weißblinenden Kapelle, die den Namen Jungfrauenkapelle trägt, schaut weit in die Ahr- und Rheinlandschaft hinaus. Hier soll der Hohenstaufenkaiser Philipp, Barbarossas Sohn, der dort eine stolze Burg erbaut, beim ersten Ausblick in die Landschaft voll Entzuden ausgerufen haben: „Das ist des Landes Krone!“ Die Burg verließ beim Deutschen Reich und wurde von Burggrafen verwaltet. Ueber die Kapelle meldet die Sage: Ein Ritter von Tomburg versuchte in Abwesenheit des Burggrafen dessen drei Töchter zu rauben. Diese flohen auf einen Felsvorsprung, von wo sie sich in Todesangst fest umschlingen hinabstürzten. Der Fels aber spaltete sich und ward zur Grotte, welche die Schwestern aufnahm und sich alsdann vor dem Verfolger schloß. Der heimkehrende Graf zog gegen die Tomburg und tötete nach hartem Kampfe den Gegner. Bolter Trauer suchte er nach seinen Töchtern, bis ihn ein Engel auf die Felsgrotte hinwies, wo er seine Kinder, sorglos schlafend, wiederfand. In freudiger Dankbarkeit erbaute er an der Stelle die freundliche Kapelle. Die Sage erinnert uns ähnlich wie beim Swister Berg an die selto-romanische Matrouenverehrung, und ist daher als sehr altes Volksgut anzusprechen.

Von Neuenahr aus fahren wir in das Gebiet der Ahrmündung hinein, wo die Ahr reichlich (alluvialen) Schwemmboden abgesetzt hat, welcher der Landschaft wegen ihrer Fruchtbarkeit den Namen „Die goldene Meile“ verschafft hat. Bei Godenhaus biegen wir in die Rheinstraße nach Remagen ein. Frohe Rheinlieder erklingen. Vom Apollinarisberg grüßt die schmale Apollinarisstraße herüber, gegenüber vom rechten Rheinufer erhebt sich der wichtige Basaltfelsen der „Erpeler Ley“, die nach schweren Auseinandersetzungen als Naturdenkmal gesichert worden ist. Majestätisch ziehen die grünen und silbernen Wogen des Rheinstroms dahin, der dicht an unsere Fahrstraße herantritt. Vom rechten Ufer winkt das freundliche Untel mit seinem „Freiligrathhaus“ herüber, in dem anschließenden Rheinbreitbach suchen unsere Blide die Burg Rudolf Herzogs, den Schauplatz seiner „Burgfunder“. Von Rolandsed aus schauen wir auf das malerische Siebengebirge und stimmen Alexander von Humboldt zu, der die von hier aus gesehene Rheinlandschaft als das „achte Wunder der Welt“ bezeichnet hat. Das „Lied vom Rolandsbogen“ wird lebendig, die Sage vom Ritter Roland, der „zeitlebens zu Tode wund hinabschaute auf das stille Kloster“ der Insel Nonnenwerth im Rhein. Ueber dem Rolandsbogen sehen wir in die weite Kratermulde des jüngsten rheinischen Vulkans, des Koblenberges. Auf steilem Basaltfeg bei Godenberg hebt sich als „Luginsland“ die alte Godesburg aus der weiten schönen Landschaft heraus. Wir fahren durch die Musenstadt Bonn, aus deren herrlichen Umgebung der waldfegte Beunusberg und der Kreuzberg mit seinem weihglänzenden Kloster herübergrühen. Wir erfreuen uns an dem Kunstbau der Bonner Münsterkirche, den endlos langen Fronten des Universitätsgebäudes, des ehemaligen kurfürstlichen Residenzschlosses, grühen am alten Zoll das Arndt-Denkmal und in der Bonngasse das schlichte Geburtshaus des größten Tonkünstlers, L. van Beethoven. Dann folgen wir der Rheinstraße über Hersel, Widdig und Urfeld nach Wesseling. Zwischen Widdig und Urfeld verhandeln leider die Riesenmassen der Hochspannungsleitung, die hier über den Rhein führt, das sonst so reizende Landschaftsbild. Hinter Wesseling schauen wir auf den großen Verladehafen für die rheinischen Braunkohlen, biegen dann von der Rheinstraße ab und folgen der Straße, die uns am „Entenfang“ vorbei durch Berzdorf nach Brühl bringt. Ueber dem Vorgebirge steht die goldene Abendsonne und bestraht die zahlreichen

rauchenden Schöte der Braunkohlenwerke, die Stätten reichster Arbeit in unserer engeren Heimat. Einen vollen Strahlengruß sendet sie uns herüber, als wollte sie auch unsere, sich dem Abschluß nähernde Arbeit in der Jugend- und Volksbildung segnen. Das erfüllt uns mit Freude und innerer Befriedigung. Wir hatten, der scheidenden Sonne zu fahrend, nur noch den einen Wunsch: Möge die Sonne, die uns den Abend des alten Seminars so lieblich bestrahlt, sich am Morgen der neuen Lehrerbildung in vollstem Glanze erheben als ein Symbol für den Aufstieg unseres deutschen Volkes zu helleren und schöneren Tagen!

Unsere rheinischen Kleinstädte vor 100 und mehr Jahren.

Von Hauptl. J. Wies, Untel a. Rhein.

Die sozialen, politischen und kulturellen Verhältnisse haben im letzten Jahrhundert großartige Veränderungen und Fortschritte erfahren, daß es sich wohl verlohnt, dem jüngeren Geschlecht einmal die großen Vorzüge im materiellen wie geistigen Leben zum Bewußtsein zu bringen, die sie den Zeiten voraus haben, „als der Großvater die Großmutter zu sich nahm“ und zwar meist — ohne ihr Zutun. Am auffälligsten haben sich die Entwicklungen und Fortschritte in unserem von der Natur so reich gesegneten schönen Rheinlande gezeigt, einesteils dank seiner frisch pulsierenden Verkehrsader, dem Strome, andererseits dank seiner reichen unterirdischen Bodenschätze. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie es bei uns zu „Großvaters Zeiten“ aussah, so muß man über die Geisteskraft staunen, welche so große Fortschritte zu Wege gebracht hat. Das müge das Bild einer rheinischen Kleinstadt vor etwa 100 Jahren und mehr zeigen.

Denken wir uns ein solches Städtchen von etwa 2- bis 4000 Einwohnern, das noch an schönen Erinnerungen einer solchen Zeit zehrt, und sich innerhalb seiner vielleicht noch teilweise erhaltenen Umfassungsmauern noch Ueberreste von früheren Stadttoren und Verteidigungstürmen, die der Stadt mit einer etwa in der Nähe liegenden Burg und den zahlreichen Kirchtürmen ein stattliches Aussehen gaben. In den ehemaligen, vielfach noch erhaltenen Stadtgräben wucherten auf üppigem Grase Rinder und Ziegen, denn die Stadt und ihre Bewohner hatten dazumalen noch ländlichen Anstrich und ländliche Sitten. In den meisten — auch wohlhabenden Familien — fehlte weder die milchgebende Kuh, noch das fette Mastschwein im Stalle. Rufe wie Schweineherde wurde von einem Ruhe- bzw. Schweinehirten während des Sommers auf die nahegelegende Gemeindefeide oder in den Stadtwald getrieben und erfreute sich, allabendlich, die muntere Jugend bei ihrer Heimkehr in die Stadt. Die Straßen trugen daher, wie sich vielleicht erklären läßt, die wenig erbaulichen Spuren dieser Tierwelt und ein tägliches Reinhalten und Rehren derselben gehörte, wie so manches, in den Bereich „frommer“ Wünsche.

Von einer Beleuchtung der Straßen war damals in allen kleineren Städten gar keine Rede. Man brauchte zwar dazumalen schon innerhalb der Wohnungen Talglücker, doch galten sie bereits mehr als Luxus, und in den meisten bürgerlichen Haushaltungen war die einfache, fußhohe, mit einem kleinen Ölbehälter und Dochtarm versehene blankgeputzte Zinn- oder Messinglampe das alltägliche Beleuchtungsmittel, während auf dem platten Lande, in der Bauernstube, der billigere, selbstgefertigte Riepspann in Gebrauch war. Mittels einer Schneidmaschine wurden aus trockenem Rie- oder Kiefernholz Späne von etwa 1 bis 1½ Meter Länge, 3 Zentimeter Breite und einhalb Zentimeter Dicke geschnitten, sodann mit einem Ende in wagerechter Lage an einem in der Mitte des Zimmers herabhängenden verschieb- und verstellbaren Eisenhaken befestigt und am anderen freien Ende angezündet. In langsamer Einzehrung ein flackerndes, spärliches Licht spendend, brannte ein solcher Span fast eine halbe Stunde lang,

um dann wieder durch einen neuen ersetzt zu werden. Ein Vorrat solcher Späne lag neben dem Herd, und der sich im Verlauf von einigen Stunden entwickelnde Rauch schmerzte Augen und Lungen und überzog Wände und Decke mit einem glänzend schwarzen Dunkel, gleich einer Rauchkammer.

Eine Straßenbeleuchtung begann in den Städten erst anfangs der Jahre 1830 bis 35. Der ehrfame Bürger trug abends seine Handlaterne mit sich zum Dämmerstoppfen oder wo er sonst der Unterhaltung wegen hinging. Woßen Frauen besonderer Stände eine Abendgesellschaft besuchen, dann ließen sie sich über das schlechte holprige und pfügenreiche Straßenpflaster durch das Dienstmädchen, die „Mamsell“, hinüber geleiten, welches eine große Traglaterne — ähnlich unseren alten kirchlichen Verlehlaternen — mit fünf, acht und mehr Scheiben in der Hand, voranleuchtete.

Eine wirklich schwierige und damals sehr unbeholfene Arbeit war das Feuermachen. In einem mit verholter Leinwand als Zunder angefüllten Kasten wurde mit dem aus Stahl und Stein herabgeschlagenen Funken solange hineingearbeitet, bis ein Funke den Zundersatz erglühen machte. Dann berührte man diese so erzeugte Glühstelle mit einem ganz dünnen Schwefelspan und blies solange hinein, bis dasselbe eine Flamme hervorbrachte. Dieses Feuermachen mittels Stahl, Stein und Zündschwamm war dann auch die alltägliche Sitte für das Anzünden der langen Philister-Pfeife, mit welcher der behäbige Spielbürger, die Zipfelstübe auf dem Kopfe, vor der Haustür stand oder saß, um mit dem Nachbar oder den Vorübergehenden hochpolitische Stadtgespräche zu führen.

Zeitungen kannte man damals auch kaum. In den kleineren Städtchen gab es höchstens ein bescheidenes Wochenblattchen, welches, wenn's gut ging, zweimal wöchentlich in dürftiger Form und auf schlechtestem Papier erskiden und dann höchstens von den „Honorationen“ gehalten wurde. Selbst in den größeren Städten gab es kaum täglich erscheinende Zeitungen. Wo hätte man auch den Stoff dazu herholen sollen? Wenn man bedenkt, daß man Nachrichten nicht schneller erhalten konnte, als durch Postverbindung, und daß deren Vermittelung auf größere Entfernungen meist wochen-, oft monatelang dauerte, so kann man sich vorstellen, wie spärlich man Neuigkeiten hörte, von dem, was außerhalb des Stadtberinges vor sich ging.

In den rheinischen Kleinstädten ging in den 1820er Jahren nur zweimal wöchentlich ein Postwagen mit 4—6 Sigen für Personen, Brief- und Paketbeförderung zu der, sagen wir mal 7—10 Stunden entfernten Regierungshauptstadt, um dann von dort erst anderntags nach gleicher mäheliger langer Fahrt sehnsüchtig erwartet, zurückzukehren. Fuhr einmal am Gasthaus zur Post oder zum Sternenwirt eine Rutsche vor, dann wurde das des Abends beim Schoppen als ein Ereignis hochnotpeinlichst diskutiert und mit Wirt und Wirtin durchgehendst besprochen.

Im Laufe der Zwanziger Jahre gingen dann allmählich tägliche Personen- und Briefposten, und erst zu Anfang der Dreißiger Jahre nahmen die eingeführten vierspännigen vom Sattel gefahrenen, oft neunfüßigen Schnellposten als rasche Beförderungsmittel gerechtes Aufsehen. Solche Schnellposten, zu denen man sich tagelang vorher einen Platz sichern mußte, fuhrten namentlich rheinwärts. Vor Erscheinen der Dampfschiffe gab es eine andere Reisegelegenheit für die Sommermonate, mittels kleiner ziemlich hübsch eingerichteter Kajüten- oder Personenschiffe, welche von vier Pferden vom Leinpfad aus im Trab gezogen, den Weg von Köln bis Frankfurt, mit Nebennachtigung unterwegs in zwei bis drei Tagen zurücklegten und ebenfalls von Kleinstädtern zum Besuch der Frankfurter Messe gern benutzt wurde. Gab es doch nach Vollendung einer solch gewaltigen Rheintreise in der kleinen Heimat viel von Land und Leuten, von Erlebnissen und Reiseabenteuern zu erzählen.

(Schluß folgt.)